

ALEXANDER
KAMBER

The cover features a stylized illustration. At the top, a pale, almost white hand holds a single orange. Below it, a red hand is shown in a gesture of offering or reaching out. A thick, black, wavy line, resembling a shadow or a stylized figure, curves across the bottom half of the cover. The background is dark with large, overlapping, semi-transparent shapes in shades of blue, grey, and white, creating a layered, architectural feel.

NACHTBLAUE
BLUMEN
ROMAN

LIMMAT

Alexander Kamber

Nachtblaue Blumen

J'ai gardé, du temps passé dans cet établissement, un souvenir mélancolique et doux.

Ich habe von der Zeit, die ich in dieser Einrichtung verbracht habe, eine melancholische und süße Erinnerung bewahrt.

Jane Avril, Mes mémoires

Anmerkung des Herausgebers

Das Erscheinen der *Nachtblauen Blumen* ist ein Produkt des Zufalls, nichts weiter. Seiner eigenwilligen Melodie ist es zu verdanken, dass ich im Zuge historischer Recherchen auf die handgeschriebenen Aufzeichnungen stieß, die nun erstmals gedruckt werden können.

Das französischsprachige, nur schwer zu entziffernde Manuskript verbarg sich in der persönlichen Bibliothek des berühmten Neurologen Jean-Martin Charcot, die als Teil seines Nachlasses an der Sorbonne verwahrt wird. Die Aufzeichnungen sind mit keiner Autorschaft versehen und undatiert, müssten aber schätzungsweise um 1890 in der Pariser Nervenheilanstalt der Salpêtrière verfasst worden sein, die noch heute als Krankenhaus fortbesteht. Die meisten Schicksale der überwiegend weiblichen Patientinnen, die dort interniert und von der Welt vergessen wurden, liegen im Dunkeln. Nur wenige von ihnen haben ihren Weg in die Geschichtsbücher gefunden, darunter die Tänzerin Jane Avril, die nach ihrer Entlassung aus der Anstalt im Moulin Rouge eine strahlende Karriere einschlug. Es ist Avrils Schicksal, das wie eine Wolke über der namenlosen Erzählerin der folgenden Aufzeichnungen schwebt.

An dieser Stelle betone ich meine völlige Unbefangenheit in dieser Angelegenheit. Es ist nicht meine Absicht, das gefundene Material in ein bestimmtes Licht zu rücken, und ich bin mit

seiner Verfasserin weder verschwägert noch verwandt, und dennoch scheint es mir wichtig, diese Geschichte hier nicht unerzählt zu lassen. Da ich überdies kein professioneller Übersetzer bin, möge man mir den ein oder anderen sprachlichen Fauxpas nachsehen. Ich möchte nicht behaupten, der Text hätte mich ausgewählt (*wer* einen Text veröffentlicht, hat nichts zu bedeuten), dennoch beschlich mich von Beginn an der Verdacht, das Manuskript habe insgeheim darauf gewartet, endlich gefunden zu werden. Diesem Gefühl ist es geschuldet, dass ich es mir angemaßt habe, dem folgenden Text, mit dem ich im eigentlichen Sinne nichts zu schaffen habe, den Titel *Nachtblaue Blumen* zu verleihen. Die Beweggründe für diese Wahl sind vorhanden und werden sich den aufmerksamen Leserinnen und Lesern zweifellos erschließen.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich der Erzählerin zum ersten Mal durch die dunklen Gänge und Räume folgte, die sie in den nachstehenden Seiten durchstreift. Schon damals, während meine Gedanken im Schlaf weiterhin um das Gelesene kreisten, erwachte in mir ein Wunsch, der mich seither nicht mehr losgelassen hat: Die unbekannte Verfasserin ausfindig zu machen, um ihr posthum einen Namen zu schenken.

Alles begann, als ich aufhörte zu tanzen. Es war ein Kinderspiel, ich trat von der Bühne, die Musik spielte weiter, und ehe ich mich versah, brachte man mich hierher.

Ich gebe mir größte Mühe, eine Erklärung dafür zu finden, aber es gelingt mir nicht. Es ist wie bei Cléo, die nur eine Armlänge entfernt neben mir liegt und im Gleichtakt mit den anderen Mädchen in die Dunkelheit schnauft. Eigentlich ist Cléo nicht ihr richtiger Name, aber wir nennen sie so, weil sie Kleptomanin ist. Anders als die meisten hier habe ich sie von Anfang an in mein Herz geschlossen. Es liegt an ihrem Lachen, sie beugt sich vor, setzt einen Fuß vor den anderen und lacht den Menschen ins Gesicht. Sie hat es faustdick hinter den Ohren. Seit sie sieben Jahre alt ist, stiehlt sie wie eine Elster. Einmal hat sie einem gelähmten Clochard den Regenschirm gestohlen, der so löchrig war wie eine Käsereibe. Sie muss eines Tages ganz einfach aufgehört haben an Eigentum zu glauben, genauso wie ich eines Tages aufgehört habe zu tanzen. Was gibt es dazu noch zu sagen? So ist das Leben.

*

Bei Vollmond erklingen hier die ganze Nacht lang Stimmen. Dann ist es, als würde das Haus Wache halten. Die Mädchen löschen brav die Kerzen und erkämpfen sich untereinander einen Platz am Fensterbrett, um einen Blick auf den Mond zu erhaschen. Sein Licht verfängt sich in ihren Nachthemden und lässt die blasse Haut ihrer Arme hell leuchten. Sie kommen zusammen und nutzen das Licht, um sich gegenseitig aus Büchern vorzulesen oder Karten zu spielen. Das Strahlen des Mondes raubt mir den Verstand. Es füllt den ganzen Raum, schimmert auf dem silbernen Kruzifix über der Tür und lässt die Schatten der schmalen Gitterstäbe auf dem Kachelboden in die Unendlichkeit wachsen.

Ich kann schon länger nicht mehr richtig schlafen, ich habe Musik in den Knochen, die mich wachhält, auch heute warte ich, bis alle Mädchen in ihre Betten zurückgekehrt sind. Sobald Stille eintritt, stehe ich auf, husche auf Zehenspitzen durch den Raum und schließe die Fensterläden.

*

Als erstes hat man mir die Ohringe abgenommen.

Ich habe versucht, die dünne Haarnadel in meinem Rocksäum zu verstecken, aber auch diese wurde beschlagnahmt.

«Wir sind hier nicht in der Oper», hieß es.

*

Der Doktor sagt, bei genauer Betrachtung gleiche der Mensch einer Maschine. Der menschliche Reflex, die zwangsläufige Reaktion auf einen bestimmten Reiz, sei im Grunde mechanischer Natur. Ein brillanter Denker habe bereits vor sehr langer Zeit festgehalten, dass das menschliche Gehirn Gedanken produziere wie die Leber Galle. All unsere geistigen Prozesse ließen sich in spezifischen Hirnregionen verorten, die wie auf einer Landkarte aufgezeichnet werden könnten.

«Wir fürchten uns vor dem Anblick der Maschine und misstrauen ihr, weil wir ihr so ähnlich sind. Wir sind nichts anderes als Maschinen ohne Maschinisten.»

«Was ist mit unserer Seele?»

«Das ist eine gute Frage», sagt er und setzt einen nachdenklichen Blick auf. «Im Grunde könnte man sie als Wartungsfehler beschreiben.»

*

Ich tanzte im Le Voltage, einem kleinen Cabaret, das bald nur noch in meinem Herzen existieren wird.

Bei meinem letzten Tanz befand sich der alte Patron, dem das Cabaret gehört, im Publikum. Er winkte mit einem

Blumenstrauß. Ein üppiges Bouquet. Die Blüten nachtblau, fast schwarz, in der Luft schwebend wie von Geisterhand.

*

Um die Nachtruhe zu verkünden, stürmt ein Pfleger durch den Saal und schlägt mit seinem Schlüsselbund gegen die Gitterstäbe unserer Betten.

Er sagt, wir sollen endlich still sein und an etwas Schönes denken.

«Es ist für eure Genesung unabdinglich, dass ihr genug schlaft», sagt der Pfleger.

Einige der Mädchen wälzen sich hin und her, ein anderes singt ein Lied. Cléo sitzt mit steifem Rücken auf ihrer Matratze, wie eine Kerze. Der Pfleger bleibt vor ihrem Bett stehen.

«Das gilt auch für dich, Cléo.»

«Schnauze.»

Ich vergrabe mein Gesicht im Kissen, um den Lärm der anderen zu dämpfen und denke an die Nacht, in der ich die große Jane Avril im Moulin Rouge gesehen habe. Auf der Bühne war ihr Körper wie elastisches Glas, ein flüssiger Kristall wie der Leib einer Nymphe, der so mühelos durch die Luft glitt, als wären die Gesetze der Gravitation außer Kraft gesetzt worden.

Auch Jane Avril ist ein Kind der Salpêtrière. Auch sie muss damals ruhelose Nächte in unserem Schlafsaal verbracht haben, muss sich jeden Abend mit dem Gejammere der

anderen Mädchen herumgeschlagen haben, und wer weiß, vielleicht liege ich jetzt und ohne es zu wissen in ihrem Bett.

*

Mitten in der Nacht hat sich Cléo in fürchterlichen Krämpfen auf dem Bett gewunden, ohne aufzuwachen. Ich habe mit ganzer Kraft an ihr gerüttelt, doch es war zwecklos.

Eines der Mädchen hat Alarm geschlagen, woraufhin zwei Pfleger kamen und Cléo so lange festhielten, bis sie sich wieder beruhigt hat.

*

Einmal sah ich einen Schausteller im Paradis Latin, der einen Zauberautomaten vorführte.

Es war ein mechanischer Schachspieler in türkischer Tracht, wie man ihn schon tausende Male gesehen hat. Das Bild ist bekannt: Der automatische Schachspieler sitzt vor einem Tisch, auf dem das Schachbrett steht. Nun forderte der Schausteller das Publikum heraus, gegen den Automaten anzutreten. Der erste Freiwillige betrat die Bühne und verlor. Ein Zweiter erhob sich, lachte schulterzuckend und setzte sich dem Automaten gegenüber. Obwohl er nach eigener Aussage alles andere als ein geübter Schachspieler war, gewann er die Partie. Das Publikum amüsierte sich sehr darüber und begann, lautstark Witze zu reißen und den Schausteller auszubuhnen.

«Er hat es fertiggebracht, einen Automaten zu bauen, der ein vollkommener Idiot ist», rief eine Dame.

Das Publikum brach in schallendes Gelächter aus.

Doch der Schausteller zeigte sich unbeeindruckt.

Er gratulierte dem Gewinner, bevor er an die Maschine trat und nacheinander alle vier Klappen der Tischapparatur öffnete, sodass ihr Inneres sichtbar wurde. Er zündete eine Kerze an und durchleuchtete nach und nach alle verborgenen Innenräume. Ein feines Räderwerk funkelte verschwörerisch im Kerzenlicht, abgesehen davon war der Hohlraum leer.

*

«Warst du schon einmal verliebt?», fragt Cléo und streicht mit ihrem Zeigefinger über die pechschwarzen Gitterstäbe am Fenster, als spiele sie auf einer Harfe.

«Natürlich. Schon mehrere Male.»

«Du lügst.»

Sie sagt das so wie man feststellt, dass es draußen regnet.

«Wie alt bist du überhaupt?», fragt sie.

«Sechzehn.»

Statt etwas zu erwidern, sieht sie mich belustigt an. Ich kann sehen, dass es ihr gefällt, die Oberhand zu haben.

Dann nickt sie. «Sechzehn also».

*

Am Dienstag ist es so weit. Ich darf zum ersten Mal einer der berühmten Lehrstunden beiwohnen.

Die Ärzte versammeln sich im Auditorium und setzen sich mit ernster Miene, während wir uns auf den hinteren Plätzen tummeln, flankiert von mit hölzernen Linealen ausgestatteten Pflegern, die darauf Acht geben, dass wir still bleiben. «Seht dem Doktor zu und lernt», sagen sie.

Ganz vorne auf dem Podium wartet ein Mädchen. Sie ist allein und blickt mit weit aufgerissenen Augen um sich, wie ein Tier, das sich verfolgt wähnt.

Vor ihr steht auf schmalen Holzstelzen ein Kasten aus glänzendem Mahagoniholz. Unter dem schwarzen Stofftuch verbirgt sich ein Gespenst, das die Kamera bedient.

Ich kann nur die langen, schmalen Finger sehen, die an den Rändern des Kastens aufblitzen.

Der Doktor betritt die Bühne und blickt schweigend ins Publikum. Sobald er sich räuspert, verstummt der Saal. Das erschrockene Mädchen, das erst jetzt die Blicke auf sich zu spüren scheint, versucht sich an einer aufrechten Haltung, doch ihr Rücken ist krumm und ihre Schultern hängen schief.

«Heute werden wir uns eingehender mit dem Zustand der Katalapsie beschäftigen», eröffnet er die Lehrstunde. Er fährt fort, über weitere Dinge zu sprechen, von denen ich nichts verstehe. Als er fertig ist, streckt er seine Hand nach dem Mädchen aus. Er drückt mit seinen Fingern auf eine Stelle an ihrem Hals, da fährt ein fürchterlicher Schauer durch das Mädchen. Der Doktor hebt seine Hand vor ihr Gesicht und

macht einen Schritt vor. Sie folgt ihm wie an einer unsichtbaren Leine. Die beiden trippeln nach links, dann nach rechts, es ist wie Tanzen ohne Musik, die Augen des Mädchens sind glasig und leer, doch sie gibt sich große Mühe, ihre Beine bestimmt und geschmeidig zu bewegen, auch wenn es ihr an Spannkraft in den Oberschenkeln fehlt.

Ein Assistent in weißem Kittel betritt das Podium und reicht dem Doktor einen funkelnden Gong. Als er das Instrument anschlägt, hält das Mädchen augenblicklich inne und erstarrt. Es ist, als habe jemand die Uhr angehalten. Das Mädchen ist steif wie eine Statue, kein Blinzeln ist zu sehen, selbst ihr Atem scheint zu stocken.

*

Die Pflegerinnen wuseln den ganzen Tag um uns herum wie Wühlmäuse, sodass wir sie meist gar nicht mehr bemerken. Sie sind so sorgsam und entgegenkommend, dass ihnen kaum ein Schritt entgeht, den wir tun. Es gibt auch eine Handvoll Männer, die sich um uns kümmern. Sie sind es, die eingesetzt werden, wenn eine von uns, ohne es zu wünschen, von A nach B getragen werden muss. Das kommt nicht gerade selten vor. Die Männer mögen es, uns zu necken und sich beizeiten einen Spaß mit uns zu erlauben, doch eigentlich haben sie Mitleid und stecken uns heimlich Lebertran und andere stärkende Ingredienzien zu, manchmal sogar ein Stück Schokolade. Der Unterschied zu den Pflegerinnen, die eindeutig in der Überzahl